

<b>HVO Nr</b>	<b>120</b>
<b>Inhalt</b>	<b>Nikolaus, der Einsiedler von Tungerloh</b>
<b>Quelle</b>	<b>Heimatkalender Kreis Coesfeld 1926 – B. Marell</b>

„Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten.“

Soweit die Geschichte reicht, hat unsere Heimat auch unter Kriegswirrnissen zu leiden gehabt. Zur Zeit der Geburt Christi waren es die römischen Legionäre, die von Wesel über Haltern vordringend, unsere Gefilde verödeten; ihre Heerstraßen gabelten sich bei Coesfeld und führten in verschiedenen Richtungen über Osterwick, Billerbeck oder Darup entweder zur Aa-Furt nach Münster hin oder nach Rheine zur Ems. Im achten Jahrhundert folgten diesen römischen Heerstraßen die fränkischen Truppen Kaiser Karls des Großen. Unsere jetzigen „Königsstraßen“ sind bis heute noch stumme Zeugen dieser fränkischen Kriegszüge. Und verfolgen wir weiter die Geschichte, so wissen von Jahrhundert zu Jahrhundert die Akten zu melden, wie Städte sich gegen Städte, Fürsten gegen Fürsten sich erhoben und in Gemeinschaft mit zweifelhaften Söldnern und gemeinen Strauchrittern das Land brandschatzten. Hier ist es aber nicht unsere Aufgabe, all der Schreckenszeiten zu gedenken, die über unsere Gegend hingeflutet sind.

Die schrecklichsten der Schrecken jedoch brachte uns der entsetzliche Dreißigjährige Krieg. „Hie Katholik, hie Protestant!“ war die Losung. Bruder kämpfte gegen Bruder, Söhne gegen den Vater, je nach der Auffassung der Glaubenswahrheiten. Die eigenen Leute untergruben den Wohlstand des Landes und führten die gesegneten Heimatfluren dem völligen Ruin entgegen. Schwere Wetterwolken drohten seit 1618 von Böhmen her, wo der Krieg seinen Anfang nahm, und bald schon brach der unheilvolle Sturm über Westfalen herein. Die kaiserlichen Truppen, die Verfechter des Katholizismus, besetzten die Städte Haltern, Dülmen und Coesfeld. Bei Stadtlohn wurden die Truppen des „tollen Christian“, des Herzogs von Braunschweig und des Grafen Mansfeld so geschlagen, daß die spärlichen Reste sich nach dem nahen Holland flüchten mußten.

Bald aber neigte sich der Glücksstern des kaiserlichen Feldherrn Tilly seinem Untergange zu. Die Protestanten bekamen Hilfe von Schweden, deren König Gustav Adolf mit einem frischen Heere in Deutschland einbrach.

Für unsere Gegend verhängnisvoll aber wurde der Einfall des Landgrafen Wilhelm von Hessen. Von Dorsten her schon brachten Eilboten die Schreckenskunde, daß diese Mordbrenner im Anzuge seien. Bald war auch unsere Heimatstadt Coesfeld besetzt und blieb es bis über das Jahr 1648 hinaus. Hatten die Städte der nähern Umgegend schon bisher schlimme Zeiten gehabt, so häufte sich jetzt das Elend von Tag zu Tag immer mehr. Städte und Dörfer und Bauernhöfe gingen in Flammen auf, und rauchende Trümmerhaufen bezeichneten den Weg, den diese Horden genommen hatten.

„Da ist kein Schloß, kein niedres Haus, das nicht, vom Wetter schwer umzogen, von Freund und Feinde gleich geplagt, dem Wurf der nächsten Stunde zagt“. Eine Abteilung schwerer Reiter der kaiserlichen Truppen war in der Gegend von Haltern mit den Hessen in ein Gefecht geraten. Aber alle Tapferkeit der kleinen wackeren Schar war vergebens. Hilfe war nicht zu erwarten. „Siegen oder fallen! die Parole. Die Waffen leisteten furchtbare Arbeit. Aber einer so starken Übermacht gegenüber konnte sich der kleine Trupp nicht behaupten. Die Reihe der tapferen Reiter war bald gelichtet. So manches junge Leben, das freudig noch und froher Hoffnung voll den Morgen begrüßt hatte, lag gebrochen und leblos auf dem grünen Plan.

Einem jungen Landsknecht war es gelungen gedeckt durch einiges Buschwerk, unbemerkt den Reihen der umzingelnden Hessen zu entkommen. Erst vorsichtig langsam schritt er neben seinem Gaul her. Als er sich aber außer Schußweite wähnte, da schwang er sich in den Sattel und ritt gestreckten Laufes querfeldein auf gut Glück in die weite Heide hinein. Wohin sollte der Weg ihn führen? Er mußte es selbst nicht. Eine ihm völlig fremde Gegend breitete sich endlos vor ihm aus. Auf völlig wegloser Heide führte sein Weg ohne Grenzen weiter. Höchstens niedrige Tannenbüsche Strauchwerk, krüppelige Birken hoben sich gespensterhaft in der Dunkelheit vor seinen Augen ab. Von den Feinden freilich hatte er vorläufig nichts mehr zu befürchten.

Aber immer wieder mußte er sich die bange Frage stellen, ob denn in dieser Einöde nicht ein gastlich Obdach sich fände, wo er seinen ermüdeten Gaul unterstellen könnte, wo er selbst seine unter der schweren Rüstung fast zermarterten und gelähmten Glieder wenigstens auf eine Schütte Stroh hätte hinstrecken können. Es war ihm klar, dass sein treues Pferd nicht lange mehr so angestrengt aushalten würde. Er ließ dem Tier die Zügel hängen und ganz nach Belieben weitertröten. Der Boden klang unter den Tritten des Gauls so hohl, so dumpf, als ob er über leichtes Gewölbe ritt. Moor, ödes Moor! Der Reiter konnte seine Augen anstrengen, um die Finsternis zu durchbohren, — nirgends war ein Lichtlein zu erspähen, das ihm einige Hoffnung gegeben hätte.

War denn in dieser endlosen Wüste nie eine menschlich Ansiedlung gewesen, oder waren die etwa bestehenden Gehöfte alle von den Kriegswehen hinweggefegt worden? Nur dann und wann lugte ganz verstohlen die schmale Mondsichel hinter zerrissenen Wolkenballen hervor, aber nur für Sekunden, nur so lange, um ihm klarzumachen, daß er immer noch keinen geebneten Weg unter sich hatte. Wie lange hatte er schon geritten? Er wusste es nicht. In der Dunkelheit, in weltverlassenen Einöde war ihm die Zeit doppelt lang geworden.

Wie lange hatte er noch zu reiten bis zu irgendeiner Ortschaft, einem einzelnen Gehöft? Er mochte sich die bange Frage nicht beantworten. Nur vorwärts, immer weiter! Aber neue Schrecken sollten seine Hoffnung noch tiefer sinken lassen. Es schien der Boden ihn und sein Roß nicht mehr tragen zu können. War es Wasser, war es Schlamm was bei jedem mühevollen Schritt des Pferde aufspritzte? Immer tiefer sanken die Beine des Tieres ein, immer beschwerlicher wurde ihm das Weiterkommen. Ein kalter Schauer durchrieselte den Reiter und brachte sein Blut in den Adern fast zum Erstarren. Er war ins Venn geraten, ins Torfmoor. Ja, im Moor, das sich stundenweit hinzieht zwischen Gescher, Velen, Reken. Es war dem Reiter nur zu klar, welche Gefahren eine solche grundlose Wüste für Menschen und Vieh in sich birgt.

Er wußte, daß selbst ortskundige Leute nur bestimmte Stellen bei trockener Zeit zu betreten wagten, wußte auch, daß dem schlimmen Heidemann, diesem gefürchteten dunkelen schwarzen Gespenst im Moor schon so manches

Menschenleben zum Opfer gefallen war. Als junges, unerfahrenes Blut war er zu den Waffen geeilt, war in die Söldnerschar eingetreten, als die Flammen des Aufruhrs im fernen Böhmen hoch aufloderten, als die Werbetrommel zu den Fahnen rief zum Kampf für den heiligen Glauben der Väter. Durch lange Jahre war er als Landsknecht mit durch die weiten Gaue Deutschlands gezogen, hatte manch kühnen Strauß ausgehten, hatte beim nahen Stadtlohn unter dem furchtbaren Donner der Kanonen in vorderster Reihe gefochten, hatte mutvoll dem Tode ins Auge geschaut.

Furcht — er hatte sie niemals gekannt. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein. Und Es überläuft ihn kalt, eisigkalt bei dem jetzt! schrecklichen Gedanken seiner furchtbaren trostlosen Lage. Soll er hier einsam elend ertrinken, langsam aber sicher lebendig in die dunkle schwarze Erde versinken? Sein Pferd konnte ihn nicht mehr tragen. Er stieg ab, um es beim Zügel zu halten und in etwa zu stützen. Wie tief er selbst schon einsank mit seinen langen, schweren Stiefeln. Wie das Tier matschte in dem dicken schlüpfrigen, schlammigen Brei, wie es arbeitete, sich plagte und mühte, um die Beine immer wieder hochzubringen. Jeder neue Versuch aber hatte noch ein immer tieferes Versinken zur Folge.

„Lieber, guter Heiland, sei du mir Schutz und Hilfe!“ klang es aus seinem gepreßten Herzen.

„O heiliger Nikolaus „du mein Namenspatron, verlaß mich nicht. Stehe mir bei in dieser Not, mir durch deine mächtige Fürbitte!

Qualvolle Minuten wuchsen zu Stunden. Ein Stapfen, ein Springen, — ein Ziehen, ein Sinken. — Das Tier kann nicht mehr hochkommen.

Bis zum Bauche saß es bereits im Morast. Ein jegliches Mühen, aus dem zähen Schlamm loszukommen, war vergebens. Ein Schnaufen, ein Röcheln der Todesangst. Der Reiter griff zur Waffe; der Gedanke freilich ist ihm furchtbar, schrecklich, aber was er vorhat, ist zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden. Das Mitleid hatte ihm die Waffe in die Hand gedrückt. Ein dumpfer Knall!

Das Tier neigt den Kopf zur Seite, und ein kurzer, schwacher Mondschein zeigt dem Unglücklichen wie ein schwarzer Brodem das Grab des teuren Streitrosses schloß.

Und nun stand Nikolaus da, einsam, mutterseelenallein in weiter, fürchterlicher, ungewisser Öde. Er hätte niederfallen und kniefällig den Himmel um Befreiung aus seiner qualvollen Lage bestürmen mögen. Aber unter ihm nichts als Wasser, Schlamm und Sumpf.

„Heiliger Nikolaus, komm mir armen Sünder zu Hilfe!“ Mit dem Aufgebot all seiner letzten Kraft rief er in die düstere Nacht hinein. Sollte denn niemand sein, der seinen Notschrei hörte? Und es war ihm, als höre er eine Stimme. „U-ritt —U-ritt, komm mit!

Rief ihn das Leichenhühnchen, oder foppte ihn ein Gespenst, oder lockte ihn der Heidegeist noch tiefer ins Moor ins sichere Grab hinein? Und wieder hörte er die Stimme: „U=ritt,U-ritt, komm mit!“ Angestrengt horchte er. War es nicht, als ob in der Ferne ein Hund belle? Da mußten doch auch sicher Menschen sein. Oder sollte sich gar ein hungriger Wolf in diese Wüste gewagt haben: Es rief wieder und wieder. Das Bellen wiederholte sich. Neue Hoffnung beseelte unsern Nikolaus. Wie innig fromme Seufzer und Bitten aus seinem bedrückten Herzen hervorquollen. Mit ganzer Anstrengung seiner erschlafften Kräfte arbeitete er sich in der Richtung weiter. War es nicht, als ob er wieder festen Boden unter sich spüre? Er mochte es erst noch nicht recht glauben, und doch der Boden wurde sandiger, fester, — er sank nicht mehr ein. Er wiederholte sein Rufen, und die Stimme des Hundes gab frohe Antwort, lauter als zuvor.

Und da schien es ihm auch, als sähe er ein Lichtlein aufflackern. Täuschten ihn für Augenblicke seine Augen? War es ein falsches Irrlicht, das ihn von der rechten Bahn ins Verderben bringen wollte? Angestrengt spähte er in die Richtung; mit seinen Augen möchte er die tiefe Finsternis durchbohren. Wieder sah er den matten Schein, jetzt deutlich, ruhig, — dann wieder für Augenblicke verdeckt durch die Schatten der Tannen, die im Dunkel vor ihm immer größer wurden. „Jesus sei gelobt, gebenedeit, von nun an bis in Ewigkeit!“ „Heiliger Nikolaus habe Dank für deine Hilfe! Ein Pfad von weißem Sand führte ihn zum Anwesen eines Heidebauern.

Der wachsame Hund kam dem späten Fremdling schon eine Strecke entgegen und sprang wütend gegen ihn an. Doch mit seinem langen Reitersäbel wehrte Nikolaus das lästige Tier von sich ab, so daß es bald scheu sich zurückzog.

Das strohgedeckte Dach des Hauses reichte fast bis zur Erde. Nur zwei kleine, bleigefasste Fensterchen waren spärlich erleuchtet. Für einen verwöhnten Städter freilich keine anheimelnde Herberge, für unsern Reiter aber in diesem Augenblick der Inbegriff einer paradiesischen Glückseligkeit.

Keine Menschenseele ließ sich blicken, trotzdem der Hund von seinem Versteck aus noch sein Kläffen nicht eingestellt hatte. Nikolaus versuchte durch die Fenster zu schauen; aber die kleinen Scheiben hatten unter Sonne und Wetter so von ihrem Glanz eingebüßt, daß er kaum die Umrisse einiger Personen an einem glimmenden Torffeuer unterscheiden konnte. Das spärliche Öllämpchen gab nur dürftig rötlich düstern Schein. Er horchte. Da drinnen betete eine helle Kinderstimme; die guten Leute flehten wohl um Abwendung der drohenden Kriegsgreuel.

„Vor Pest, Hunger und Krieg bewahre uns, o Herr!“ d HÖRTE

Als das Gebet drinnen beendet schien, klopfte Nikolaus an die Türe; denn einen Drücker fand er nicht daran, sie war von innen verriegelt. Der Bauer öffnete die obere Hälfte der zweiteiligen Tür, aber zur Vorsicht nur so weit, daß eben sein Gesicht durch die Öffnung gesehen werden konnte. Als er des arg beschmutzten Söldners Gestalt vor sich sah, mochte ihn die heilige Angst packen und mit einem Rufe: „O Himmel sei uns gnädig! schlug er die Tür wieder zu. Der Soldat aber verharrte mit Klopfen und bat flehentlich: „Liebe Leute, sorgt Euch nicht. Ich bin allein, ein matter, verirrter Wanderer: „Um Christi willen und aus Liebe zum heiligen Nikolaus, meines Patrons. bitte ich Euch, macht auf und laßt mich nicht elend hier umkommen“.

Da hörte er, wie die Frau auf ihren zaghaften Mann einwirkte und ihm ins Gewissen redete: „Wer um Christi willen Einlaß begehrt, dem soll man eine Herberge nicht verwehren! Nikolaus wurde eingelassen.

Er merkte es peinlich, wie die Blicke der beiden Kinder scheu auf ihn gerichtet waren, wie auch Mann und Frau einer gewissen Angst sich nicht er wehren konnten. Aber er beruhigte sie mit kurzen Worten und erzählte ihnen seine furchtbaren Erlebnisse im Venn. „Ein guter Schutzgeist muß Euch geführt haben,“ sagte der Mann, „sonst wäret Ihr elend im Moor umgekommen.

Ohne weiteres Besinnen bereitete die Frau ein Abendessen für den späten Gast, so gut und so schlecht, wie ihre einfachen Verhältnisse es eben gestatteten — Milch, Brot und Pfannkuchen von Buchweizenmehl mit den nötigen saftigen Hasten (= Speckstücken.) Der Soldat hatte seine Rüstung abgelegt und die mit Wasser und Schlamm gefüllten Stiefel mit Holzschuhen vertauscht.

Einige Kloben trockenes Holz wurden dem Feuer zugesetzt, so daß bald eine wohltuende Wärme den Körper des Ermatteten neu belebte. Ein Nachtlager war auch bald hergerichtet. Wie wohl fühlte sich der Söldner bei diesen guten einfachen Leuten. Er merkte, daß sie von ihrem Wenigen gern an ihn abgaben: denn unter den gegebenen Verhältnissen war auch in dem Heidehaus zeitweise eine gewisse Dürftigkeit nicht ausgeschlossen.

Die behagliche Ruhe während der Nacht hatte unserm Krieger nach den erlebten Strapazen wohl eine Auffrischung seiner geschwächten Kräfte gebracht. Aber mit dem jungen Morgen kamen neue Sorgen. Was nun beginnen! Zurück zum Kriegsdienst mochte er auf keinen Fall. War er in jugendlichem Übermut und in Unkenntnis der wahren Sachlage der Werbetrommel und den Lockungen gleichgesinnter Genossen gefolgt, so hatte er diesen schnellen unüberlegten Schritt oft genug recht bitter bereut. Seine tägliche Umgebung, die Söldner oder Landsknechte widerten durch ihr lockeres Leben und ihre häufigen Schandtaten ihn in tiefster Seele an. Was waren das für Leute, mit denen er zusammenleben, kämpfen und herbergen mußte? Verbummelte Studenten, verkrachte Kaufleute, verlaufene Landleute, verarmte Adelige, ausgesprochene Banditen und Wegelagerer, alles rohe und durch die lange Dauer des Krieges sittlich ganz verwilderte Menschen, — solche Patrone bildeten den Kern der Söldnerscharen. Nur ein einzig einigendes Band umschlang diese Krieger: Liebe zum freien, ungebundenen Leben, Rauben, Morden, Plündern, Sengen und Brennen. Von einer ehrlichen Gesinnung keine Spur. Der Feldherr, der den meisten Sold bezahlte, wer am meisten plündern ließ, der hatte den meisten Zulauf. So kämpften sie vielleicht heute für und morgen schon gegen dieselbe Sache. Zurück zu einer solch sittenlosen Gesellschaft mochte Nikolaus auf keinen Fall. Zurück zu seiner fernen Heimat hätte er ziehen können, allein unter den augenblicklichen Verhältnissen war das ein gewagtes Stück.

Der Bauer kam ihm entgegen, als der Fremdling ihm seine Sorgen offenbarte. Er möge einige Zeit bei ihm zu Gaste sein. Weitere Tage würden weiteren Rat bringen. Mit Vergnügen nahm Nikolaus den Vorschlag an, — er blieb einstweilen als Knecht. Seine Ersparnisse wurden reicher, um andere Kleidung zu beschaffen. Der Bauer übernahm es, aus dem benachbarten Coesfeld die nötigen Sachen zu beschaffen. Die Waffen, die Uniformstücke lagen bald wohlverwahrt an einem sicheren Versteck. Lag das Heidehaus, seine vorläufige Heimat, auch weit abseits von der offen Heerstraße, so war es doch nicht ausgeschlossen, dass auch eines Tages sich nach hier Häscher verschlagen konnten. Kamen gar Feinde, die Hessen, und fanden in dem fremden Böhmen einen einstigen Gegner, was würde ihm geschehen? War doch auch Kunde in diese Einsamkeit gedrungen, wie selbst friedliche Bürger in rohester Weise mißhandelt und fortgeschleppt wurden. So hatten die Hessen den Zeller Wissing aus der benachbarten Bauerschaft Harwick jämmerlich geschlagen und gebunden als Gefangenen mit sich nach Vreden geschleppt. Zu seiner Befreiung mußte er den Feinden 16 Taler 28 Stüber als Lösegeld zahlen, welche damals hohe Summe er sich in Gescher leihen mußte. Einen harmlosen Bürger aus Coesfeld warfen die Hessen ins Gefängnis, nachdem sie durch Zwangsmittel von seinen drei unmündigen Kindern die Aussage erpreßt hatten, ihr Vater habe durch seinen Sohn einen Brief nach Münster bringen lassen, worin über den Krieg, die Lage der Hessen und über eine Verschwörung gegen diese die Rede gewesen sein sollte. Oft spannten die schuldbewußten Feinde den Angeklagten auf die Folter, und der furchtbare Schmerz zwang ihn dann, zu gestehen, was er nicht verbrochen hatte. In der Fülle der Qual sollte er dann die Verschworenen nennen, welche entweder gar nicht waren oder welche er wenigstens nicht kannte. Voll Mißtrauen zählten sie ihm viele der ersten Bürger und die meisten Ratsherren auf. Er bejahte ihre Aussage, bis die Qual nachließ. Die Widerrufte brachten ihn erneut auf die Folterbank zurück. Ja, auch in die Einöde war die Kunde gedrungen, wie die schändlichen Hessen das wundertätige Kreuz der Lambertikirche raubten und es schändeten und verstümmelten, wie die Altäre zerschlugen, die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubt wurden, wie in Ahaus der Pfarrer am Altar ermordet wurde, wie die Feinde den Bürgern und Bauern Habe und Vieh gewaltsam fort nahmen und viele andere Schand- und Greuelthaten verübten.



„Die Kirchen ihres Schmuckes bar,  
Die Priester am Altar erschlagen,  
Sie konnten ohne Worte sagen,  
Daß hier der Hesse tätig war.

Also Vorsicht war auf jeden Fall geboten. Nikolaus vermied es geflissentlich, sich öffentlich zu zeigen. Er konnte aber ruhig seiner Arbeit nach gehen, ohne von Fremden beachtet zu werden. Die an sich schon öde Gegend war im Laufe der langen Kriegsjahre noch öder geworden. Trümmerhaufen kennzeichneten wohl noch die Stätte, wo einst menschliche Siedelungen gestanden hatten. Viele Bewohner, die von Pest und Krieg verschont geblieben waren, hatten sich vor den anstürmenden Feinden geflüchtet.

So vergingen Tage, Wochen; der Mond wechselte verschiedentlich seinen Lauf, — Nikolaus war und blieb ein lieber Hausgenosse auf dem Heidehof.

Besonders auch die beiden Kinder der Familie, zwei Mädchen, schmiegteten sich gern an ihn an, wenn er nach getaner Arbeit am traulichen Herdfeuer der Ruhe pflegte. Nikolaus konnte sich mit ihnen bald gut verständigen, obschon in den beiderseitigen Sprachen ein großer Unterschied bestand. Da er in seiner Jugend einen guten Unterricht in einer Klosterschule genossen hatte, so war es ihm eine Freude, die Kleinen zu unterweisen, so gut es mit den wenigen Hilfsmitteln möglich war. Und auch die Eltern hörten mit Vergnügen zu, wenn er aus seinem reichen Wissen über Religion sprach. Sie meinten oft, besser hätten sie es selbst in der Kirche von einem Geistlichen nicht gehört. Nikolaus war bald die belebende Sonne in dieser Hütte auf dem einsamen Erdenfleck. Man hätte ihn nur noch ungern entbehren mögen.

Mit dem Kriege aber ziehen als Verbündete die verschiedensten Krankheiten durch das Land, um das Maß der Leiden voll zu machen und zu töten, was das Schwert verschonte. Auch in diese verlassene Gegend schickte der grause Schnitter Tod seine Boten, und zwei Röslein wurden in der zarten Knospe geknickt. Die beiden Mädchen starben und ruhten nun auf dem Bülden an der Kapelle in langem Schlaf der einstigen Auferstehung entgegen. Traurig gingen die Eltern einher; tröstend mit den Worten der göttlichen Offenbarung suchte Nikolaus sie aufzurichten.

Nach längerer Zeit holte der Bauer eine entfernte Verwandte ins Haus. Das Mädchen war Waise. Das Haus ihrer Eltern war von den Kriegshorden niedergebrannt. Geleitet von einem guten Schutzgeist war das Mädchen hilfesuchend bis Coesfeld gekommen, um die Verwandten aufzusuchen. So war nun die blonde Lisbeth an Kindes statt in die Familie eingezogen.

Nikolaus und Lisbeth schafften und wirkten in Stall und Scheune, in Garten und Feld, daß es eine Freude war. Die Früchte wuchsen und reiften; das Vieh gedieh unter der sorglichen Pflege. Gottes Segen ruhte sichtlich auf ihrer Arbeit. Der andauernde Fleiß verwandelte kargen Boden in fruchtbares Land.

Weitab vom wilden Weltgetriebe verlebte die kleine Familie in traulicher Einsamkeit recht glückliche und zufriedene Tage. Bei dem Bauern und seiner Frau aber machten sich mit der Zeit die schlimmen Anzeichen des vorgerückten Alters geltend. Die alten Beine wurde so widerspenstig im Dienst, und ein kräftiger Stock mußte schon beim Gehen als nötige Stütze zur Hand sein. In richtiger Erkenntnis ihres bald hilflosen Zustandes und vielleicht auch eines baldigen Ablebens beschlossen die beiden Alten, den treuen Nikolaus und die brave Lisbeth zu Erben ihres Anwesens einzusetzen. Daß die beiden sich gut verstanden, wußten sie, und daß sie ein braves Ehepaar würden, konnten sie voraussetzen. Wem konnten sie also besser ihre fernere Zukunft anvertrauen und die heimische Scholle überlassen? Die jungen Leute empfingen voll Dankbarkeit diese frohe Mitteilung verbunden mit dem innigsten Segenswunsche der Pflegeeltern. Eigner Herd ist Goldes wert.

Draußen in der weiten Welt tobte noch hier und da der alte Zwist weiter. Die umliegenden Städte waren und blieben noch immer vom Feinde besetzt. Auch unser Coesfeld konnte noch nicht „Hessen=Utjagd“ feiern. Aber eine allgemeine Müdigkeit im Kriegführen hatte doch überall Platz gegriffen. Das Räubern, Plündern, Morden, Sengen und Brennen war in den langen Jahren mit einer solchen Gründlichkeit betrieben worden, daß sich eine weitere Fortsetzung nicht mehr so recht als lohnend erwies. Wenn auch nur wenige kärgliche Nachrichten von der Außenwelt in die Einsamkeit drangen, soviel stand fest, daß ruhige Bürger keiner großen Gefahr ihres Lebens mehr ausgesetzt waren.

So beschloß unser Nikolaus denn, zum Wanderstab zu greifen und vor seiner Eheschließung noch einmal in die ferne Heimat zu ziehen, um zu erkunden, ob seine Verwandten noch am Leben seien und womöglich noch den elterlichen Segen zu seinem Bunde zu empfangen. In den langen Jahren war er ohne jegliche Mitteilung von der Heimat geblieben. Wer konnte es ihm da verübeln, wenn ein gewisses Heimweh ihn trieb, noch einmal die heimischen Fluren zu begrüßen, dann Abschied zu nehmen von der trauten Stätte der Kindheit für immer, um in der neuen Heimat den Rest seiner Tage zu beschließen.

Nach Jahresfrist ist Nikolaus wieder auf weiter Heide im Münsterland. Da drüben war ihm alles fremd geworden, — fremde Augen blickten ihn fremd an; die ihn etwa hätten wieder kennen können, waren nicht mehr. So hatte ihn dort nichts mehr gefesselt, nichts mehr gehalten. Umso eiliger setzte er seine Reise fürbaß, um recht bald wieder im Kreise seiner Lieben im Heidehause zu sein. Er weiß es, sie werden ihm mit heißer Sehnsucht er warten; denn wie schwer war es ihnen allen gefallen, ihn für so lange Zeit in die ferne ungewisse Welt ziehen zu lassen.

Die Stadt Coesfeld mit ihren hochragenden Türmen liegt schon eine weite Strecke hinter ihm. Es dunkelt bereits; denn die Tage sind kurz. Aber gegen Abend wird er zu Hause sein. Jetzt kennt er die Wege; nicht mehr droht ihm ein weites unsicheres Moor. Da abseits fern ist die Stelle, wo er vor Jahren seinen treuen Gaul dem feuchten Grab überlassen mußte. Dieser Pfad von weißem Sand führte ihn zur sicheren Herberge, seiner neuen Heimat. Da das Lichtlein, — gerade so wie damals; doch, sieht er recht, — alles so hell, so auffallend er leuchtet. Erwartet man ihn? Hat man zu seinem Empfange alles so festlich beleuchtet? Er kommt zum Hoftor; er sieht fremde Menschen im Hause. Wozu diese zu so später Stunde? Er tritt ein; was mag denn sein? Die Nachbarn aus der Umgegend sind zur Stelle. Ein banger Blick in die Stube genügt. Lisbeth ist soeben in den Sarg gebettet. Bald weiß er alles. Eine pestartige Krankheit hat sie in kurzen Stunden ins Totenreich dahingerafft. Die Nachbarn bereiten nach üblicher ländlicherweise das Begräbnis vor.

Morgen wird Lisbet zum Bülten getragen und im Schatten der Kapelle gebettet zur ewigen Ruhe.

Am glimmenden Herdfeuer sitzen drei Menschen, die seit Jahren wohl manche Lust, aber auch viel Leid in der Welt haben erfahren. Die beiden Alten sind geknickt, so arg trostlos. Ihre ganze Hoffnung ward so jäh zunichte. Nikolaus sucht sie zu trösten. Ihm selbst ist das Herz zum Brechen schwer; aber seine Sorge soll auch nicht die andern drücken. „Gottes weise Hand schlägt harte Wunden; milde heilt er sie in raschen Stunden“. Abseits im Schatten eines Föhrenwäldchens steht ein einfach einsam Hüttlein. Man sieht es, der Besitzer hat nicht viel auf Äußerlichkeiten gegeben; roh gefügt ist es aus den Stämmen der Tanne, das niedere Dach gedeckt mit Stroh und mit Riet aus dem nahen Sumpfe. Selten nur kommen Menschen in diese öde Einsamkeit, stille schweigsame Menschen, Torfstecher vielleicht und selten einzelne Holzschläger. Wer hat sich denn so von aller Welt verabschiedet, um in solcher Einsamkeit sein Dasein zu verbringen? Nikolaus hat sich hier fern vom Weltgetriebe seine Zelle aufgeschlagen, um als Klausner den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit dem Heil seiner unsterblichen Seele zu weihen. Ein wechselvolles bewegtes Leben lag Frieden; hinter ihm. Er sehnte sich nach Ruhe, nach in der Einsamkeit der stillen Heide mit sich allein hoffte er zu finden, was seine Seele suchte.

Rauh Gewand umhüllt die Glieder,  
Klause klein ist sein Gemach;  
Tages Arbeit, frohe Lieder,  
Still Gebet hält nachts ihn wach.

Seine alten Pflegeeltern hatte Nikolaus in Coesfeld untergebracht. Dort bestand auf der Süringstraße ein Haus, das Spital zum großen heiligen Geist. Von dem Erlös ihrer Habe konnten sie sich dort für Lebenszeit eine Pfründe erwerben. So waren sie in ihren alten Tagen unter der Ohut eines Amtmannes und des Pflegepersonals wohl geborgen und aller Sorgen frei. Nikolaus teilte seine Zeit in Gebet und Arbeit. Einen kleinen Garten hatte er sich vor seiner Zelle eingerichtet, der ihm einiges Gemüse bot.

Einiges Kleinvieh, Schafe und Ziegen, fanden nebenan auf dürftiger Weide doch noch genügend Futter. Mit besonderer Liebe aber pflegte Nikolaus seinen Bienenstand, der in der blütenreichen Heide jede Mühe durch reiche Erträge an Honig und Wachs vielfältig lohnte. Nebenbei aber schnitzte er aus weichem Holz allerlei Geräte, wie sie in den Haushaltungen der Bauern unentbehrlich waren. Daheim als Junge bei seinem Vater diese Handfertigkeit gelernt. So konnte er nicht nur seiner Unterhalt, der übrigens nur wenig erforderte bestreiten, er hatte auch für manchen verschämten Armen eine stille Spende übrig.

Wie freuten sich die beiden alten Leue im Spital wenn ihr Nikolaus sie besuchte und von dem süßen Ertrage seiner Honigernte überbrachte, wenn er auserlesene Früchte seiner Obstbäume auf den Tisch legen konnte. So lange sie lebten, hielt er es für eine heilige Pflicht, seine einstigen Wohltäter zu beglücken und aufzumuntern.

Öfters lenkte Nikolaus auch seine Schritte zum Bülten, wo in einsamer Kapelle ein Bild des hl. Einsiedlers Antonius verehrt wird. Diesem großen Heiligen, dem Vater der Klausner, galt seine besondere Verehrung an ihm hatte er ein treffsicheres Beispiel für sein Leben und Streben. Und ein Grab war auf dem Bülten, das ihn besonders anzog, und manches Blümlein pflanzte er dort ein und hegte es mit sorglicher Liebe. Die Leute kannten alle den einsamen Mann mit dem langen wallen den Bart und dem rauhen Gewand; sie achteten ihn mit frommer Ehrfurcht.

Einmal im Jahre aber machte Nikolaus einen besonderen Gang durch die Gemeinde. Es war am Feste des hl. Nikolaus, seines Namenspatrons. Die Kleinen besonders freuten sich jedesmal, wenn der fromme Mann ihre Schwelle überschritt. Wie innig falteten sie dann auf sein Geheiß die kleinen Händchen und sprachen in kindlicher Einfalt ein fromm Gebetchen. Wie froh leuchteten aber auch ihre Äugelein, wenn der gute Nikolaus aus seinem Sacke allerlei schöne Sachen zum Vorschein brachte: Nüsse, Äpfel, geschnitzte Sachen, wohl auch einige Kuchen, die er sich von Coesfeld besorgt hatte. Nicht nur für die Kinder, auch für die alten und schwachen Leute hatte er wenigstens einige muntere Worte.

Kinder waren schon Erwachsene geworden, und andere Kinder streckten ihre Händchen aus, um schüchtern die kleinen Gaben in Empfang zu nehmen.

Wieder hatte der Winter die braune Heide mit einem weißen Leichentuche überdeckt, wieder feierte man das Fest des hl. Nikolaus. Gleich, Kinder, muß der fromme Bruder kommen. Erwartungsvoll standen die Kleinen in der Kammer und wieder holten im Stillen die Gebetchen und Sprüchlein, die sie aufsagen wollten. Sie drückten in Ungeduld ihre Gesichtchen an die matten Scheiben und lugten hinaus über das weite Schneefeld.

In diesem Jahre warteten die Kinder lange, lange. Ob die dicke Schneedecke ihm den Weg durch die Heide unmöglich machte; oder ob der gute Nikolaus sich gar krank fühlt? Wer konnte es wissen? Schon brannten die matten Öllämpchen in den niederen Stuben. Und endlich forderte Sandmännchen sein Recht; die Kinder mußten mit ihren süßen Hoffnungen und Erwartungen zur Ruhe gehen. Nikolaus kam nicht. Da konnte man annehmen, es müsse etwas nicht stimmen.

Gleich am andern Morgen schickte man zur einsamen Klausnerhütte. Da lag der fromme Bruder hingestreckt auf hartem Lager, so ruhig, so friedlich, als ob er eben erst in einen süßen Schlummer versunken sei. Aber die Hände, wie zum Gebet gefaltet, waren kalt und starr. Nikolaus war hin übergeschlummert in jene glückliche Heimat, wo keine Tränen mehr fließen, wo Leid und Kummer nicht gekannt werden.

Längst schon ruhte die irdische Hülle in kühler Erde als Speise der Würmer. Aber das Andenken an den frommen Klausner war nicht so leicht zu verwischen. Die Stätte, die ein guter Mann betrat, ist eingeweiht. Immer wieder erzählen die Eltern ihren Kindern von dem Einsiedler, und sie zeigten ihnen noch lange die verlassene Hütte in der Heide, in der gelebt und gewirkt hatte, in der so selig verschieden war.

Nikolaus, der Klausner von Tungerloh

# Heimat-Kalender

## des Kreises Coesfeld.



2. Jahrgang 1926.

Herausgegeben vom Kreise Coesfeld  
unter Mitarbeit vieler Heimatfreunde. Zusammengestellt von Dr. H. Hüer.  
Buchschmuck von H. Everz.

Coesfeld

Druck und Verlag von J. Fleißig, Buch- und Kunstdruckerei.